

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Am toten See.

Roman von Robert Koblauch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ein Imbiß, der zur Nachhausefahrt stärken sollte, trennte die Baronin von Breitenbach. Sie bekam jetzt ihren Platz zwischen dem Kreisphysikus und seiner Frau, doch schien es Bassow, der von Breitenbach in ein lebhaftes landwirtschaftliches Gespräch gezogen wurde, daß die Baronin zerstreut sei und im Sprechen häufig die Blicke auf seinen eigenen Nachbar richte. Und vielleicht hatte das nun endlich auch Breitenbachs Braut bemerkt; wenigstens mahnte sie plötzlich, noch ehe die kleine Mahlzeit ganz beendet war, unter Hinweis auf den inzwischen drohend umwölkten Himmel zum Aufbruch. Sie blieb auch dabei trotz Breitenbachs Versicherung, daß es frühestens am späten Abend zum Regen kommen würde, und erklärte, lieber eine Zeitlang bis zur Abfahrt ihres Zuges auf der Bahnstation warten zu wollen, als während eines Gewitters, vor dem sie sich fürchtete, im Wagen unterwegs zu sein.

Man trennte sich mit eiligem Abschied von den freundlichen Wirten, und auch Bassow bestieg an der Seite der Baronin den Wagen zur Heimfahrt. Aber wie sehr hatte sein Gemüt sich wieder verdüstert in den wenigen Stunden! So tief und schwer wie die graugelb ineinandergeschobenen Wolken am scheinbar zur Erde niedergesunkenen Himmel wogten seine Gedanken durcheinander. Er zweifelte nicht mehr daran, daß die Baronin Breitenbach, trotz dessen Verlobung, noch liebte, wenn ihm ihr offenes Zurschauftragen dieses Gefühles nach allem, was geschehen war, auch seltsam, unerklärlich erschien. Nach allem, was geschehen war, — denn hinter der klaren Erkenntnis dieser Liebeslei lauerte ja verborgen der viel häßlichere Verdacht, den er so gern aus dem Herzen gerissen hätte, der aber stets wieder mit warnender, drohender, mahnender Stimme zu ihm sprach.

Stumm, ohne nur den Versuch zur Unterhaltung zu machen, saß Bassow neben der Baronin. Solange der Wagen auf dem stoßenden Pflaster lärmt, schien es ihr nicht aufzufallen, daß er schwieg. Als aber die glatte, leise Landstraße wieder unter den Rädern lag, schaute sie vorsichtig, mit halbgeschlossenen Augen zu ihm hin.

„Sind Sie müde?“ fragte sie.

„Nein, ich bin nicht müde,“ gab er kurz und hart zur Antwort, um gleich aufs neue in Schweigen zu versinken.

Sie versuchte jetzt nicht mehr, seine verschlossenen Lippen zu öffnen. In tiefer, trauriger Stille saß er neben ihr, sah sie auch nicht an, sondern blickte starr, von ihr abgewandt, auf die Chausseebäume am Wege, die beim raschen Lauf des dem Stalle zuwendenden Pferdes eilig an ihnen vorüberzogen. Eine glühende, von kurzen Windstößen gepötschte Schwüle war in der Luft um sie her, eine glühende Schwüle war in seinem Herzen.

Als der Wagen vor dem Schloßportale von Warchtm hielt, sprang Bassow zuerst hinab und hob die Hand, um der Baronin behilflich zu sein. Aber es war etwas Geheimes, Widerwilliges in dieser Handbewegung, als wenn eine unsichtbare Macht seinen Arm niederbrückte. Die Baronin mußte dies kaum bemerkbare Häudern auch wahrgenommen haben, denn sie verschmähte die dargebotene Hilfe und stieg allein behend und sicher vom Wagen.

Wortlos gingen sie nebeneinander die Stufen zum Portal empor. Wortlos betraten sie den weiten, leeren Flur. Draußen war es noch ziemlich hell, hier aber schlich sich die Dämmerung bereits aus den Winkeln hervor; schwarz, drohend hing die große, schmiedeeiserne Laterne in der Mitte des Raumes. Die Baronin blieb stehen, als wenn sie mindestens ein Abschiedswort von Bassow erwartete. Doch er schwieg auch jetzt, schlug mir die Haden zusammen und lüftete seinen Hut. Da nahm sie das Wort, rasch, ein wenig atemlos.

„Lassen Sie uns nicht so auseinandergehen, Baron. Der Tag fing so hübsch und heiter an, und ich hoffte schon, — Sie sind verstimmt aus irgend einem Grunde, von dem ich nichts ahne. Darum brauchen wir aber doch nicht so fremd oder gar feindselig nebeneinander zu leben wie bisher. Ich gehe noch ein wenig in den Park. Es ist hier im Hause weit schwüler als draußen, — ganz unerträglich für mein Gefühl. Wollen Sie nicht auch hinauskommen?“

Er kämpfte mit sich; es zog ihn an und stieß ihn zurück zu gleicher Zeit, doch es war ihm nicht möglich, nein zu sagen.

„Ja, ich will.“

„Das freut mich. Dann also in zehn Minuten, nicht wahr? Wir können uns bei der Bank, unter meinen Fenstern, treffen. Da sind wir gleich wieder in Sicherheit, wenn ein Unwetter kommt. Also auf Wiedersehen.“

Sie ging rasch voran, die Treppe hinauf; er folgte langsam, den Kopf in Gedanken gesenkt. Auf seinem Zimmer blieb er nur einen Augenblick. Er hätte in seinen Eifersuchtsqualen dem Zusammensein mit der schönen Frau gern auch jetzt noch widerstrebt, aber sein Herz trieb ihn gewaltsam zu ihr hin. Vor der bestimmten Zeit war er im Park an der verabredeten Stelle. Eine sonderbare, von graugelbem Lichte geheimnisvoll noch durchleuchtete Dämmerung lag über dem Garten, färbte die dunklen Laubwände mit einem kranken Schimmer und schien eine Stimme zu gewinnen in den kurzen, von Pausen unterbrochenen Windstößen, die jedesmal eine Mutwelle wie aus feurigem Ofen mit sich brachte.

Mit hastigen, unruhigen Schritten ging Bassow vor der Steinbank an der finsternen Hecke auf und nieder, bis die Stimme erklang, auf die sein durstiges Ohr gewartet hatte.

„Da sind Sie ja, — das ist schön von Ihnen.“

„Ich hatte versprochen, zu kommen, und ich pflege zu halten, was ich verspreche.“

Sie gab scheinbar nicht acht auf den finsternen, drohenden Ton, in dem er sprach, sondern sagte schnell: „Wenn ich Sie hat, noch hierher zu kommen, so war es nicht nur der Wunsch, noch ein wenig mit Ihnen zu plaudern, was mich dazu veranlaßte, obwohl ich in dieser letzten Zeit sehr viel allein gewesen bin und häufig Sehnsucht gehabt habe nach einer Menschenstimme. Aber ich wollte vor allem eine bestimmte Sache ganz in Ruhe mit Ihnen besprechen, was unterwegs doch nicht möglich war. Es handelt sich darum, daß ich hier geblieben bin trotz des Briefes, den Sie mir neulich geschrieben haben.“

Sie schwieg einen Moment, als wenn sie erwartet hätte, daß er etwas erwidern sollte, doch er blieb ganz in sich versunken, hatte die Hände geballt und starrte vor sich hin.

„Der Ton dieses Briefes war derart, daß ich von Rechts wegen sofort hätte reisen müssen. Wenn ich trotzdem — zu Ihrem Erstaunen vermutlich — geblieben bin, so dürfen Sie glauben, daß ein zwingender Grund mich zurückhielt. Ich habe Sie hierher gebeten, um Ihnen das in aller Freundlichkeit zu sagen, und ich bitte Sie, daran festzuhalten, daß es für mich in der Tat ein zwingender Grund war.“

Auch jetzt noch schwieg Bassow, doch seine Brust hob und senkte sich rasch, und plötzlich rief er in ausbrechender Leidenschaft: „Ich kenne diesen Grund!“

„Sie kennen ihn?“

„Ich habe Augen, um zu sehen, Baronin. Und wenn ich blind gewesen wäre bis heute, so hätte ich doch an diesem Nachmittag sehend werden müssen. Ich kenne die Fessel, die Sie hier festhält. Sie bleiben nicht Garchim zuliebe, Sie bleiben, weil da drüben hinter dem toten See das Herrenhaus von Lünzin liegt.“

„Was meinen Sie damit?“

„Sie haben gesagt, daß ein zwingender Grund Sie hier festhält. Ich aber weiß, — an mir selbst habe ich es in unsagbar schweren Stunden erfahren, — daß es keinen zwingenderen Grund für die Menschen gibt als die Liebe. Ja, die Liebe! Sie möchten fort, aber es läßt Sie nicht gehen, Sie möchten sich losreißen, aber Sie fühlen sich immer wieder festgehalten, — ich weiß, daß Sie bleiben, weil Sie diesen Herrn von Breitenbach lieben und sich trotz seiner Verlobung nicht entschließen können, fortzugehen aus seiner Nähe!“

Er hatte sich nicht überlegt, welche Folgen seine Worte vielleicht haben könnten. Aber wenn er auch nachgedacht hätte über die mögliche Wirkung seines Tuns, niemals würde sie so vor ihm erschienen sein, wie sie sich nun in Wirklichkeit ihm zeigte. Die Baronin lachte! Nach einem ganz kleinen Schweißen der Ueberraschung begann sie zu lachen, laut, herzlich, mit ihrer klaren, reinen, melodischen Stimme, der sein Ohr ebenso schwer widerstehen konnte wie sein Herz. Dabei sah sie so freundlich auf ihn, wie noch nie zuvor und sagte: „O, Sie sind, — aber nein, das darf ich nicht aussprechen, sonst sind Sie wieder beleidigt.“

„Sprechen Sie es aus!“

„Ich hätte beinahe gesagt, Sie sind ein großes Kind. Jawohl, es gibt große Kinder, die ganz aussehen wie die Herren der Schöpfung, und dabei doch, — machen Sie kein so böses Gesicht! Ich hab' es ja nicht wirklich gesagt, nur beinahe. Geben Sie mir Ihre Hand — Sie sind ein ehrlicher Mensch.“

„O, Baronin, was machen Sie mit mir, was bedeutet das alles?“

„Daß Ihre Männerflucht auf einem ganz, ganz falschen Wege umhergeirrt ist. Und etwas will ich Ihnen heute sagen, was Ihnen vielleicht helfen kann, auf die richtige Fährte zu kommen. Sie wissen, daß wir uns wollten scheiden lassen, mein Mann und ich. Das aber wissen Sie wahrscheinlich nicht — es wurde noch sehr geheim gehalten, und ich selbst bin der Sache nur durch einen Zufall auf die Spur gekommen —, daß bei der Entfremdung meines Mannes gegen mich eine andere Frau im Spiele war. Er wollte sie heiraten, wenn er sich von mir freigemacht hatte; diese Frau aber war Miß Lovfeller, die Amerikanerin.“

„Die Braut des Herrn von Breitenbach?“

„Seine Braut. Ueberlegen Sie sich einmal, wenn Sie allein sind, recht genau, was diese jetzige Verlobung bedeutet.“

„Ich weiß nicht — ich verstehe Sie nicht —“

„Ueberlegen Sie sich's in der Stille und Einsamkeit.“

„Gewiß, ich will es tun — aber darum — ich meine, die Vermutung, von der ich sagte —“

Ihre letzten Worte hatte sie mit einer ganz besonderen, feierlich-geheimnisvollen Betonung ausgesprochen, jetzt aber kam die vorige Heiterkeit auf ihr Gesicht und in ihre Stimme zurück. „Sie meinen, daß ich darum doch diesen Herrn von Breitenbach lieben könnte? Ja, Sie haben recht, es wäre so lächerlich — verzeihen Sie, wenn ich immer wieder darüber lachen muß.“

Wirklich lachte sie wieder, aber mit verändertem Ton. Es war etwas wie Bitterkeit oder Jörn darin. Und plötzlich verstummte sie jäh mit einem abgerissenen Laut des Schreckens. Denn es war gewesen, als wenn ihr Lachen ein häßliches, grauenvolles Echo gewedt hätte.

Mitten hinein war ein Ton geklungen, schrill, angstvoll, wie ein lauter Hilferuf in Todesnot. Eine helle, doch halb erstickte, scheinbar kindliche Stimme hatte ihn ausgestoßen, und es war gewesen, als wenn dieser gräßliche Schrei unmittelbar neben ihnen wäre ausgestoßen worden. Als wenn er aus den Wänden des Hauses, aus einer der schwarzen Decken, aus dem Boden, auf dem sie standen, hervorgebrungen wäre.

„Was war das?“ Die Baronin sprach zuerst wieder, ganz leise, mit bebender Stimme.

„Ich weiß es nicht — o, hören Sie doch!“

Zum zweiten Male war der Schrei erkungen, erstickter, gedämpfter als das erstemal, aber scheinbar wieder aus unmittelbarer Nähe. Nun folgte tiefe Stille, nur unterbrochen von den einzelnen Stößen des glühenden Windes. Die beiden standen regungslos und horchten, aber kein Laut wurde wieder wahrgenommen.

„So war es damals,“ flüsterte die Baronin aus dem lastenden Schweigen heraus, „genau so war es damals —“

„War es auch so nahe — auch so, als wenn es hier unter Ihren Fenstern?“

„Ganz ebenso.“

„Es muß in der Nähe gewesen sein. Wollen wir nicht suchen?“

„Ja, kommen Sie. Aber ich fürchte —“ Sie sprach nicht zu Ende. Mit einer Handbewegung nur forderte sie Bassow zum Folgen auf. Die Dämmerung war schon tief, doch das eigentümliche Licht in den gelben Wolken war noch nicht erloschen und ließ für aufmerksame und scharfe Augen alles erkennen. Sie gingen rasch und stumm durch die benachbarten Gänge des Parkes, rechts hin, links hin, eine ansehnliche Strecke weit, spähen in die Gebüsche hinein, suchten hinter den dicken Stämmen alter Bäume, doch war alles ebenso vergeblich wie an jenem Abend, als die Baronin ihre Dienerschaft auch zu solchem nutzlosen Suchen alarmiert hatte. Keine Spur eines menschlichen Wesens war zu erblicken.

(Fortsetzung folgt.)

## Kriegsberichterstatter Antoine.

Eine Geschichte aus der vierten Dimension.

Von Alfred Bratt.

Ganz Paris war seit Wochen in Aufregung. Man sprach davon in den Redaktionen der Tagesblätter, man unterhielt sich darüber in den Salons der guten Gesellschaft, und selbst in den begrenzten Kreisen der Politiker kam man im Gespräch des öfteren darauf zurück. Bekannte Schriftsteller schrieben Artikel und kleine Novellen über das Problem, der Boulevard-Dramatiker Lebray hatte bereits einen Einakter darüber in Arbeit, und die Reporter der vielen Klatschblätter waren mit aller Spitzfindigkeit und Elastizität auf den Beinen, um das Rätsel in seinen geheimen Zusammenhängen aufzulockern. Endlich hatte man eine Sensation, eine echt pariserische Sensation mitten in der lähmenden Kriegszeit. Und der Held all dieser Aufmerksamkeit und Bewunderung, der Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, der Mann des Tages — war Antoine, oder — wie man ihn allgemein nannte —, der „Kriegsberichterstatter Antoine“.

Ein Plakat über dem Portal des Hauses Nr. 27 in der Rue Rivoli und große Anzeigen in den Zeitungen hatten diesen mysteriösen Herrn Antoine mit einem Schlage aus seinem Dunkel gerissen und ihn in aller Leute Mund gebracht. Der Text auf dem Plakat und in den Anzeigen war gleichlautend und zwar wie folgt: „Vollsteherrnität Gaspard und Ferrerol. Bestes Etablissement zur Verklärung der Zukunft. Verbindung mit der Geisteswelt. Täglich um vier Uhr nachmittags Erscheinen des Kriegsberichterstatter-geistes Antoine, der die neuesten Kriegsnachrichten vier Stunden vor Erscheinen des amtlichen Berichtes mittels Geistesbruchs verkündet.“ Die Worte „vier Stunden vor“ waren fett gedruckt und mit drei eingeklammerten Ausrufezeichen versehen.

Man kann sich vorstellen, daß diese ebenso unerwarteten wie erstaunlichen Ankündigungen eine Wirkung hatten, die nicht ohne Berechtigung mit dem Plagen einer Wunde verglichen zu werden vermag. Wohl waren prophetische Männer und Frauen, Zukunftsdeuter und Geisteschwärmer in dem abergläubischen Paris nichts Neues, ganz besonders im Kriege, da dieses in doppelter Sinne dunkle Gewerbe in hoher Blüte stand. Man ließ sich das Wohlergehen der Verwandten und Freunde im Felde aus dem Sag in einer Kaffeetasse deuten, man zitierte in spiritistischen Sitzungen den Geist Napoleons, um ihn über seine Meinung betreffs des Weltkrieges zu befragen. Aber ein richtiggebender Kriegsberichterstattungsgeist — das hatten die kühnsten Gemüter, die gläubigsten alten Weiber und kindlichsten jungen Männer sich nicht träumen lassen. Und nun war er wirklich in Erscheinung getreten, der kriegsberichterstattende Geist „Antoine“, und seine Verkündigungen mußten selbst den hartnäckigsten Zweifler zur Wissenschaft der Geister, zum Kult der vierten Dimension belehren.

Denn — ganz wie es auf den Anpreisungen zu lesen war — „Antoine“ erschien tatsächlich jeden Nachmittag pünktlich um vier Uhr im Sitzungszimmer der geisterkundigen Herren Gaspard und Ferrol in der Rue de Rivoli, und jedermann, der zur Entrichtung von zwanzig Franken Eintrittsgeld bereit war (und das waren nicht wenige), konnte sich von der wütigerischen Wahrheit des Phänomens überzeugen. Denn die Kriegsnachrichten, die der in Nebelschleiern emportauchende Kopf des Herrn Antoine verkündete, entsprachen tatsächlich dem Kriegsbericht, der ganze vier Stunden später vom offiziellen Kriegspresseamt veröffentlicht wurde.

Die Leute, die des Glückes teilhaftig geworden waren, der ungläublichen Offenbarung beizuwohnen (wegen des außerordentlichen Andranges mußte man sich tagelang vormerken lassen), schilberten den Vorgang wie folgt:

Die Teilnehmer an der Sitzung nahmen in einem recht-edigen Gemache Platz, dessen Wände mit schwarzem Samt ausgeschlagen waren. Sie setzten sich auf eine Reihe im Halbkreis aufgestellter Stühle und reichten einander die Hände, die sie während der ganzen Vorführung festhielten, damit der magnetische Strom durchlaufen und so die für das Erscheinen und Verbleiben des Geistes unbedingt erforderliche Erhebung und Läuterung der Gemüter bewirkt werden konnte. Hierauf wurde der Raum verdunkelt, so daß nicht der leiseste Lichtschimmer zu sehen war, und eine Sphärenmusik (die einige Frontier allerding als die Klänge eines Harmoniums bezeichneten) hob die Gemüter der Anwesenden in jene Abgesärbtheit, die einzig und allein die Materialisierung eines Geistes möglich macht. Plötzlich, — mitten in einem gedehnten Al-lord — brach die Musik ab, und eine bange Stille ließ den schweren Atem eines unsichtbaren Bewesens vernehmlich werden. Dann folgten einige rhythmische Klopftöne, und dann herrschte wieder Stille. Hierauf ging es wie ein kalter Hauch und ein Säuseln durch die Luft, die Wände des Raumes schienen zu zittern und zu ächzen, und dann wurde ein feiner, grünlichgelber Lichtstrahl sichtbar, der sich allmählich ausbreitete und wie eine dünne Wolke in der schwarzen Luft schwebte. Bang wallende weiße Schleier zerteilten diese Wolke, und zwischen ihnen tauchte ein kalter, schwarzbartiger Kopf empor, der in langsamen, sehr deutlich zu verstehenden Sätzen den Kriegsbericht verkündete und nach dem letzten Wort auf ebenso unerklärliche Weise verschwand, wie er gekommen war. Das grüne Licht erlosch, das Zimmer wurde wieder hell und die noch gebannten Zuschauer und Zuhörer blickten sich mit aufgerissenen Augen in die blassen Gesichter.

Und wenn dann in den Abendblättern um acht Uhr der offizielle Bericht erschien, las man darin alle Neuigkeiten, die der Geist Antoine bereits bekannt gegeben hatte.

Wahrhaftig, es war ein Wunder unerklärlicher, aufregendster Art. Und seine unlegbare Wahrhaftigkeit, Pünktlichkeit und Genauigkeit waren so klar erwiesen, daß die Sensation hierdurch alles auf diesem Gebiete bereits Dagewesene um ein gewaltiges Maß überbot.

Alles war starr vor Staunen und Verblüffung. Am verblüfftesten aber war ein Mann — nämlich der Pariser Polizeipräsident.

Die Offenbarungen des Herrn Antoine, dem der geistige Besitz des offiziellen Kriegspresseamtes eine selbstverständliche Post zu sein schien, waren der Regierung alles eher als angenehm. Und so wurde denn der Herr Polizeipräsident von sehr hoher Stelle mit der Untersuchung dieser mehr als verdächtigen Angelegenheit beauftragt. Es gab nur zwei Möglichkeiten: entweder man hatte es mit einem ebenso geliebten wie unerwünschten Schwindel zu tun, oder aber — es gab wirklich einen Geist, der sich selbst der französischen Regierung überlegen zeigte. Doch wenn die erstere — und wahrscheinlichere — Annahme zutrifft, so ging man wohl nicht fehl, das schändliche Treiben eines im Geheimen arbeitenden deutlichen Agenten zu vermuten.

Der Präsident nahm sich mit großer Energie der Sache an und bestellte seine Untergebenen derart herum, daß sie alle realen Beweise und irrationalen Geister zur Hölle verfluchten. Doch alles Suchen und Forschen führte zu nichts. Man ging zu den Herren Gaspard und Ferrol, man nahm sie ins Gebet, veranstaltete mit ihnen ein hochnotpeinliches Kreuzverhör — alles umsonst. Gaspard und sein Kollege behaupteten fest und fest, daß sie tatsächlich magnetische Kräfte besäßen, und daß es sich in Wahr-

heit um nicht mehr und nicht weniger als einen materialisierbaren Geist handle. Der Polizeipräsident fluchte, da es ihm unmöglich war, diese feste Behauptung zu widerlegen. Das Einzige, was er zum konnte, war, daß er das „Hellscherinstitut“ behördlich sperren ließ.

Diese Maßnahme aber erregte bei allen Beteiligten die größte Unzufriedenheit. Das neugierige Publikum war wütend, die Regierung war unbefriedigt, und Herr Bisset, einer der jüngsten Polizeibeamten, erlaubte sich seinem hohen Vorgesetzten gegenüber die Bemerkung, daß dies das sicherste Mittel sei, um den Zusammenhang niemals aufzudecken. Er erklärte zugleich, daß er, wenn der Geisterbetrieb in der Rue de Rivoli wieder gestattet würde, sich verpflichtete, innerhalb drei Tagen das Rätsel zu lösen.

So wurden die Sitzungen wieder gestattet, und am Tage der dritten Vorführung betrat Herr Bisset, maskiert als harmloser Kleinbürger und ausgerüstet mit allerlei in seinen Rodosfischen verborgenen Hilfsmitteln, den vielbesprochenen Sitzungssaal.

Wieder wurde es dunkel, wieder erklang die Musik und verstumte, und wieder erschien der Kopf Antoines in grünlich-magischem Lichte. Da plötzlich, mitten in der Verkündung, strahlte der Raum hell auf, einen Augenblick nur, das Magnesiumlicht des pfiffigen Bisset zischte wie eine Feuerzunge, alles sprang erregt auf, und eine unbefannte Hand schaltete die gewöhnliche Beleuchtung ein. Bisset erwachte noch im letzten Augenblick den mit einer phosphorbestrichenen Gesichtsmaske, zwei lange Gaze-schleiern und einem kleinen Handscheinwerfer ausgestatteten Herrn Gaspard, als dieser gerade durch einen Schlitz in der schwarz-samtene Wandbelleidung entfliehen wollte. Zugleich packten zwei mit Bisset erschienene Helfer Herrn Ferrol, der aus ebendemselben Wandschlitz hervorgestürzt kam und mit der Nase an Gaspard (alias Antoine) stieß. Ferrol hielt in der zitternden Hand einen Zettel, auf dem der Kriegsbericht säuberlich aufgeschrieben war . . .

Die nun folgenden aufklärenden Ermittlungen und Geständnisse der beiden Missetäter ergaben in Kürze diesen Sachverhalt: Die Taugenichtse Gaspard und Ferrol besaßen keinerlei Bekanntschaft mit der Geisterwelt, dagegen eine zweijährige Kenntnis des Pariser Straßgefängnisses, das sie erst vor Jahresfrist verlassen hatten. Außerdem waren sie mit einem Diener am Kriegsministerium, einem alkoholliebenden Manne namens Miquel, befreundet. Der offizielle abendliche Kriegsbericht langte stets um drei Uhr nachmittags aus dem Hauptquartier im Kriegsministerium ein. Dort wurde er von einem Geheimschreiber auf einen besonderen Alfenbogen gesetzt, und dieses Dokument wurde um ein Viertel nach drei Uhr durch den Diener Miquel dem staatlichen Pressechef übergeben. Der pflichtvergessene Miquel nun verfertigte gegen einen Tageslohn von täglich 50 Franken eine Abschrift, die er dem „Hellscherinstitut“ durch Eilboten überfandte. So konnten Gaspard und Ferrol mit den leicht zu erhaltenden Mitteln ihres Gewerbes den Geist Antoine um vier Uhr seine Verkündigung aussprechen lassen, während der Originalbericht im Kriegspresseamt unredigiert, unmitiliert und gegen 1/2 Uhr an die Zeitungen gemeldet wurde, die ihn in den Lichtuhrausgaben veröffentlichten.

Als der Untersuchungsrichter in Gegenwart des Polizeipräsidenten und des Chefs des Kriegspresseamtes mit seinen Ermittlungen fertig geworden war, warteten die Herren schwiegend, bis die drei Verbrecher aus dem Amtszimmer geführt worden waren. Dann sagte der Untersuchungsrichter: „Schade um die Burschen . . .“ Der offizielle Pressechef fügte hinzu: „Sie sind kläger als die meisten unserer Polizeitorgane . . .“ Worauf der Polizeipräsident mit einem Seitenblick auf den Pressechef schloß: . . . „und fast noch — erfindungsreicher als unser bewundernswertes Kriegspresseamt! . . .“

### Aus dem Leben Friedrich Rückerts.

Zu seinem 50. Todestage, 31. Januar.

Trotz aller Verehrung und der vielen Freundschaft, die Friedrich Rückert genossen hat, ist er im Grunde doch zeit seines Lebens ein Einsamer gewesen und geliebt. Er ist seinen Weg für sich allein gegangen und hat nie Anschlag an literarische Sippen versucht oder gefunden; die größte Zahl seiner Lebensjahre hat er auf dem Lande, im Schoße der von ihm über alles geliebten Natur, oder aber doch in mittleren, vom Weltleben mehr oder weniger entfernten Städten zugebracht, und schließlich hat ihn auch seine Doppelwirkksamkeit als Gelehrter und Dichter in eine gewisse Isolierung gedrängt. Es prägte sich das Besondere seines ganzen Wesens schon in seiner äußeren Erscheinung aus: in der hohen, fast redenbasten Gestalt mit den langwallenden Locken und dem finsternen Blicke aus den tiefliegenden braunen Augen. In der Campagna von Rom ergriff er einmal eine römische Anne beim Anblicke dieser nordisch-wunderbaren Erscheinung erschrak die Muth, indem sie angstvoll schrie: „Wehe mir, Simon der Zauberer! Simon der Zauberer!“ So abergläubisch waren nun freilich die „hellen“ Berliner nicht, aber wenn sie zu der Zeit, wo Rückert als Professor der orientalischen Sprachen und Literaturen an der Berliner Universität wirkte, dem Dichter bei seinem täglichen Spaziergange über die Linden zum Tiergarten nachbliften, dann spiegelte sich doch auf ihren Zügen ein Erschauern, das der Befremdung nahestand.

Rüdert war ein Frühreifer. Seine seltene Sprachbegabung bekundete sich schon im Gymnasium, und bereits in früherer Jünglingsjahre konnte er seine erste Niederscrite haben. Zeit seines Lebens hat er die gleiche erstaunliche Leichtigkeit der Hervorbringung sich gewahrt, die er schon damals bewährte. Sehen und Erleben, Hören und Empfinden: alles setzte sich ihm alsbald in Vers um, und seine Gedichte, selbst die längsten, schrieb er auf Blättern und Blättchen, wie sie ihm eben zur Hand waren, mit zierlicher Handschrift vollkommen druckfertig nieder, wobei er kaum jemals eine Verbesserung vorzunehmen nötig hatte. Wie seine Dichtung, so hat sich auch sein Charakter frühzeitig in voller Eigenart entwickelt. Rüdert ist in dem, was er für recht und wahr erkannte, immer unverrückbar fest gewesen und hat dabei auch vor Schärpen und Schroffheiten nicht zurückgeschreckt. In der Universitätschronik von Jena ist noch die Szene unvergessen, die sich zu großer Sensation der ganzen Universität abspielte, als der junge fränkische Gelehrte sich dort habilitierte. Bei der Disputation, die auf Lateinisch abgehalten wurde, machte ihm der Professor den Vorwurf: „Deine Behauptung ist verkehrt,“ worauf Rüdert ebenso sprachgewandt wie schlagfertig erwiderte: „Meine Behauptung ist durch dich verkehrt worden, aber dein Satz ist in sich verkehrt.“

Lange huldigte Rüdert einem Wanderleben, das ihn ziemlich weit, bis nach Wien, Rom und Stuttgart herumbrachte, meist jedoch im Baumkreise seiner geliebten fränkischen Heimat sich bewegte. Allein, nachdem der Dichter sich ein eigenes Heim begründet hatte, reichte „nicht mehr der Blumenstolz zum Futter meiner Jungen“ und er entschloß sich zum Uebergange ins Berufsleben. So übernahm er die orientalistische Professur in Erlangen, um 1841 dem bekannten Rufe nach Berlin zu folgen, den bald nach seinem Regierungsantritte König Friedrich Wilhelm IV. an ihn ergaben ließ. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Dichter der „Gefarnüchten Sonette“ und des „Liebesstrahlings“ auf dem Katheder nicht an seinem Plage war. Vor einer größeren Menge sich hören zu lassen, war seine Sache nicht, und in Erlangen wußte er, wenn sich zwei oder drei Studenten zu seiner Vorlesung gemeldet hatten, die Sache zuwenden so zu wenden, daß die Vorlesung schließlich nicht zustande kam. Als er in Berlin seine Antrittsvorlesung hielt, war der Zulauf gewaltig. Es war das erste Mal, daß Friedrich Rüdert vor einer dichtgedrängten Hörerschaft lehrte — und es sollte auch das letzte Mal bleiben. Der Mann der mit leiser, schon hinter den ersten Bänten kaum verständlicher Stimme, gleichsam nur in sich hinein sprach, konnte unmöglich die Begeisterung wachhalten, die man Rüdert als großem Dichter entgegenbrachte. Dabei war seine Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der Orientalistik, ebenso wie sein Fleiß geradezu außerordentlich. Dickleibige Wörterbücher orientalischer Sprachen und zahlreiche Handschriften hat er auf das zierlichste abgeschrieben; und was seine Gabe zur Aneignung fremder Sprachen angeht, so hat Paul de Lagarde davon ein klassisches Beispiel erzählt. Ein nach Indien bestimmter Missionar sollte in Erlangen Sprachen, speziell Tamilisch, lernen, und Rüdert wurde angefragt, ob er diese Sprache lehren könne. Das war im Juni; er antwortete, jetzt könne er Tamilisch noch nicht, aber der Mann solle nur kommen, im Oktober werde er sie ihm schon lehren. . . . Nebenbei gibt Lagarde auch fesselnde Mitteilungen über Rüderts merkwürdige Art zu lehren, die er „ein Vorleben des Verjüchen und Arabischen“ nennt. Er gab keine Regeln, er erklärte nicht, er sprach und verstand die Sprache gleichsam vor Ohren und Augen des Schülers, den er auf diese Weise mit sich zog.

In Berlin hat sich Rüdert bekanntlich sehr unbehaglich gefühlt: die verschiedensten Umstände vereinigten sich, um, wie bei ihm, so auch bei den Berlinern die großen Erwartungen zu enttäuschen, die man an diese Berufung geknüpft hatte. „Aus der staubigen Residenz In den laubigen frischen Venz . . . Aus der unendlichen Stadt Berlin In einem ländlichen Neuses hin“ zu flüchten, war bald des Dichter-Gelehrten einziger Wunsch, der sich ihm denn im Jahre 1849 endgültig erfüllte. Von da ab bis zu seinem Tode hat er in jenem Dichterhause im lieblichen Neuses bei Koburg gelebt, das so oft das Ziel begeisterter Verehrer gewesen ist und noch heut pietätvoll erhalten ist, so wie es Rüdert gehalten und bewohnt hat. Unermüdet dichtend und forschend fand er hier, in ländlicher Stille, in den Freuden der Natur und des Familienlebens, Glück und Befriedigung, wenigleich ihm manchmal wehmützlich das Gefühl einer gewissen Vereinsamung beschleichen wollte. . . . Sanft ist er hier, von seinen Lieben treulich behütet, am 31. Januar 1866 entschlafen, nachdem zu seinem unendlichen Schmerze seine treue, von ihm innig geliebte Lebensgefährtin Luise ihm schon beinahe ein Jahrzehnt zuvor im Tode vorausgegangen war.

### Vermischtes.

\* Der Kehricht im Volksglauben. Der Kehricht ist in der Wirtschaft wohl so ziemlich das Wertloseste, was es gibt. Und doch spielt er im Volksglauben eine bedeutsame Rolle: er bedeutet Glück. In der in Lissa i. B. erscheinenden Zeitschrift „Aus dem Oltlande“ bringt Prof. Otto Knoop eine Reihe volkskundlicher Beiträge über den Kehricht. So glauben in Kozjopole bei Kogafen

und gewiß noch an vielen anderen Orten die Leute, daß derjenige, der auf dem Müllhaufen etwas Wertvolles findet, in seinem Leben viel Glück haben wird. In der Gegend von Wleschen heißt es: Den Kehricht, der am Nachmittag aus der Stube gefehrt wird, soll man nicht auf den Dingerhaufen werfen; denn damit würde man zugleich Glück und Segen aus dem Hause hinauswerfen. In Kogalen darf man das nicht nach Sonnenuntergang tun. Andere wieder behaupten: Man solle das Gemülle nicht mit dem Besen über die Schwelle kehren, sondern herüberwerfen; sonst kehre man das Glück aus dem Hause heraus. In Brudzyn bei Janowitz ist man sogar der Meinung, das Haus brenne ab, wenn man nach Sonnenuntergang den Kehricht aus dem Hause wirft. Und in Kujawien glaubt man, dann müsse jemand aus der Familie sterben. Auch für die Viehhaltung und Landwirtschaft ist der Kehricht von Bedeutung. Da nach allgemeinem Volksglauben am Tage vor Weihnachten nichts verborgt werden darf, da man sonst sein ganzes Glück weggebe, behalten die Frauen im Kreise Dobornik den ganzen Tag den Kehricht im Hause; sonst könnte ihn jemand vom Hofe nehmen, und dann würden die Hühner keine Eier mehr legen. In Polewo nehmen die Frauen einander den Müll weg, weil sie meinen, daß ihre Hühner dann mehr Eier legen. In Kozjopole trägt die junge Frau den Kehricht am Tage nach der Hochzeit in den Schweinestall; unterläßt sie das, hat sie in der Schweinezeit kein Glück. In Zmielno bei Budewitz, wo viele Erben gebaut werden, sagt man, dem Acker, auf dem man Erben säen wolle, dürfe man nur mit dem ausgelegten Kehricht düngen. Dagegen heißt es im Kreise Dobornik, daß man den Kehricht nie auf ein Feld hinausfahren soll, wo man Roggen säen will, da dann das Getreide, wenn es in Mandeln stehen soll, stets umgeworfen wird; die Erntezeit wird dann nämlich schlecht sein und es wird viel regnen. Was vom Kehricht gilt, hat im Volksglauben auch Gültigkeit für das ausgelegte Spinnengewebe. Und worauf beruht nun dieser seltene Kehrichterglaube? Nach Knoops Ansicht allein auf der wunderbaren Kraft des Besens, mit dem das Gemülle ausgekehrt wird. Denn unter dem Besen ist stets der alte Birkenbesen zu verstehen; der neumodische Paarbeesen besitzt diese glückbringende Kraft nicht. Die Birke aber ist ein heiliger Baum.

\* Der Trompetenbazillus. Auch unsere Blasinstrumente scheinen an Infektionskrankheiten zu leiden. Denn schon mehrere Bakteriologen, neuerdings Dr. R. E. F. Schmitz in Greifswald haben, wie in der Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten mitgeteilt wird, in den Instrumenten neue, bisher unbekanntes Bakterienarten gefunden, welche die Eigenschaft besaßen, säurefest zu sein, d. h. in gefärbtem Zustande sich durch Zusatz von Säuren nicht zu entfernen. Diese Eigenschaft teilen sie mit den bekannten Tuberkelbazillen, sind mit ihnen aber dennoch nicht identisch. Wie sie in die Instrumente hineingelangen, läßt sich zurzeit noch nicht sagen. Vielleicht geschieht es beim Spülen und Einsetzen. Reinkulturen der Trompetenbazillen sind bereits gelungen; Impfversuche an Tieren sollen über die Art ihrer Wirksamkeit im lebenden Körper Auskunft geben.

### Büchertisch.

— Dr. Janna. Erzählung von Sophie Junghans, 112 Seiten Umfang. Preis 20 Pfg. Kürschners Bücherchaz. Hermann Hilger Verlag. Berlin W. 9, Potsdamer Straße 124/125.

— Im Verlage von Hans Kessler, Trier, erschien soeben ein Soldaten- und Vaterlandsliederbüchlein (Taschenformat) mit Noten, welches sowohl für Gesang, wie auch für Violine oder Mandoline benutzt werden kann. Einzelpreis 40 Pfg. Das Liederbüchlein enthält 91 ausgewählte Lieder, welche von unseren Feldgrauen gesungen werden und deren Melodien man überall im Lande begegnet. Die Herausgabe mit Noten ist im Gegenjase zu den sehr zahlreich vertretenen reinen Textsammlungen sehr zu begrüßen und zu empfehlen. Besonders auch unsere Jugendwehren und Schulen seien auf das Liederbüchlein aufmerksam gemacht.

### Sport-Silbenrätsel.

cal, di, eh, gat, gled, ler, lo, me, mit, nach, nen, plo, ro, ren, ren, richts, ta, ter, un, züg.

Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen sechs Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen zwei gesundheitsfördernde Leibesübungen bezeichnen. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter folgendes:

1. Bezeichnung für Kampfsport aller Sports.
2. Einen Ort, den die Anfänger fleißig besuchen sollen.
3. Den Stolz der Sieger.
4. Rang hervortragender Sportleute in den meisten Vereinen.
5. Ein Kampfsport zu Ehren Poseidons.
6. Leuten, die bei allen sportlichen Festveranstaltungen zu finden sind. (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Arithmogrippts in voriger Nummer:  
Tuba, taub, Taa.